Die Schatten.

Erzählung von Karl Emil Franzos.

(8. Fortsetzung.)

„Aber Abscheu war's doch auch gerade nicht?"

„Du bist grausam, Dietrich, überflüssig grausam.... Nein, Abscheu war's nicht. Ich werde sein Andenken als das eines edlen Menschen, des Mannes, dem einst mein Herz gehörte, immer hoch und heilig halten...."

„Und wenn nun dieser edle Mann," fragte er, „vor Sie hintritt und Ihnen sagt: „Deinetwillen bin ich gekommen! Ich liebe Dich noch immer! — Folge mir!" — Was würden Sie ihm dann erwidern?"

Ihr Antlitz überflog eine lichte Röthe. „Das will ich Dir sagen, Dietrich," erwiderte sie mit fester Stimme und blickte ihm voll in die Augen. „Welche Antwort ich ihm auf eine solche Anrede gestern oder auch noch vor einer Stunde gegeben hätte—ich weiß es nicht.... vielleicht—Wahrheit um Wahrheit, und auch ich will mich nicht besser machen, als ich bin — vielleicht hätte ich Ja gesagt oder mir Bedenkzeit erbeten. Jetzt aber, wo ich weiß, wie Du an mir gehandelt, wie viel Du um meinetwillen gelitten hast, jetzt würde ich ihm sagen: „Ich bleibe bei meinem Gatten, weil ich mich ihm nicht blos durch den Eid, den ich ihm geleistet habe, verbunden fühle. Ich bleibe bei ihm, und mag er mir in Zukunft begegnen, wie ihm beliebt, so wird mein ganzes künftiges Leben dennoch dem einzigen Zwecke gewidmet sein, ihm den Edelmuth zu vergelten, den er einst gegen mich geübt hat!" So würde ich sprechen, Dietrich—dies ist die Wahrheit, so wahr mir Gott ein gnädiger Richter sein möge!"

Er blickte sie schweigend an, dann schlug er den Blick nieder.

„Ich will hoffen," sagte er, „daß Sie … in die Lage kommen, so oder ähnlich … — anders zu ihm zu sprechen. Ich …nsche sehnlichst, daß er diese Frage …cht an Sie richten möge. Und zwar …ünsche ich dies nicht um meinet- oder …hretwillen — es bleibt für unser Beider …ünftiges Schicksal gleichgiltig, was immer er Ihnen sagt und was immer Sie …hm erwidern—sondern um seinetwillen. Es fiele mir schwer —"

Er kam nicht dazu, den Satz zu vollenden; es pochte an der Thür des Salons, im nächsten Augenblick that sie sich auf. Es war Clarisse.

Zehntes Kapitel.

Hastig und athemlos, wie immer, mit gerungenen Händen kam das alte Fräulein in den Salon gestürzt.

„Ach, das ist stark!" rief sie entrüstet. „Da sitzt Ihr beisammen wie Romeo und Heloise, oder wie das Liebespaar in dem Theaterstück sonst heißt. Und ich — ich kann einstweilen vor Angst vergehen! Natürlich, nach mir wird nicht gefragt—ich werde den Tod davon haben! Du, Sophie, bist entschuldigt, Du bist ja leidend — armes Kind, wie Du aussiehst, wirklich so, als wärst Du eben über den Charon gefahren......Aber der Herr Bruder —"

„Was ist denn geschehen?" fragte der Graf.

„Geschehen?! Geschehen sollte auch noch etwas sein? Dann wäre ich ja nicht hier, dann wäre ich schon todt! Aber entsetzlich geht es drüben zu, das versichere ich Euch—ganz entsetzlich! Nun läßt sie eben die beiden Bräuerle unisono das A=B=C aufsagen, und die armen Jungen können es nicht, und da müssen sie immer wieder von vorn anfangen; sie aber lacht dazu, wie besessen. Ein Herensabbath, sage ich Euch, die reine Walpurgisnacht auf dem Brockhaus! Geh' rasch hinüber—es schickt sich ja auch nicht, daß Du Deine Gäste noch länger allein läßt—und schicke mir Helene hierher—es geschieht sonst ein Unglück!"

„So beruhige Dich doch!" bat die Gräfin. „Helene ist übermüthig, aber klug und feinfühlig!"

„Feinfühlig? Wärst Du dabei gewesen, Du würdest anders sprechen! Sie benimmt sich heute wie—wie eine Beamtentochter! Das ist ein sehr hartes Urtheil, und ich habe sie ja selbst erzogen, aber meine Schuld ist's nicht, und so kann ich denn nur wiederholen: wie eine Beamtentochter!"

Der Graf hatte sich zur Thür gewendet. „Auf ein Wort, Clarisse!" sagte er. Als sie ihm nun nachgestürzt kam, schien er sich eines Anderen besonnen zu haben. „Es ist nichts," murmelte er und verließ das Zimmer.

„Was das nun wieder für ein Gesicht war!" klagte die Schwester hinter ihm her. „Wie jener römische König, der seine eigenen Kinder gegessen hat. Und das bei einer so fröhlichen Nachricht! Was sagst denn Du dazu? Freut es Dich nicht auch?"

„Was?"

„Hat er's Dir nicht gesagt? Wozu war er denn so lange hier? Dann muß ich es thun! Alles fällt hier auf meine Schultern, sobald ich nur auf einige Stunden aus Wolfenegg herüberkomme! Nun, ich will's Dir sehr gern sagen! Er liebt Helenen, Helene liebt ihn — so ist Alles in Ordnung! Aber deshalb sollte sie sich doch nicht gegen ihn benehmen, wie eine Beamtentochter! Ich bin ganz alterirt darüber! Und so heiß hast Du's hier!"

Sie griff nach einem der beiden Schriftstücke, die auf dem Tische lagen, und begann sich Luft damit zuzufächeln. „Was ist denn das für ein Brief? „Theuerster Graf! Meine verzweiflungsvolle Lage zwingt mich, Ihren Vorschlag anzunehmen, doch hoffe ich von Ihrer Großmuth...." Was ist das? Wer hat das geschrieben? Warum wirst Du so blaß?" Sie legte den Brief in Sophiens Hand, die sich zitternd darnach ausgestreckt. „Da, mein Kind!"

Hastig barg die Gräfin den verhängnißvollen Brief und den Schuldschein.

„Dein Schreck war überflüssig. Ich bin nicht indiscret. Geheimnisse — in diesem Hause gibt es nichts als Geheimnisse! Da hätte Dumas noch Stoff für neue neun Bände gehabt.....Aber was sagst Du zu der Partie! Du findest sie doch auch sehr passend?"

Sophie hatte sich mühsam gefaßt.

„Offen gesagt," erwiderte sie, „will es mir nicht recht gefallen. Ich meinte, unsere Helene hätte einen würdigeren Bewerber verdient. Welcher ist es denn, der Aeltere oder der Jüngere?"

„Von wem sprichst Du denn? Nun erzähle ich Dir schon seit einer halben Stunde ganz klar und haarklein die ganze Geschichte, und Du hörst mir nicht zu. Einer der beiden Siamesen? Lächerlich! Hahaha! Es ist ja der Baron Thernstein....Aber nun wirst Du ja wieder abwechselnd blaß und roth! Du fieberst, Kind, Du solltest Dich zu Bett legen! Darf ich Deiner Jungfer klingeln? Nicht? Nun, wie Du willst......Mich mußt Du jetzt jedenfalls entschuldigen! Die Geschichte kennst Du nun, und was die wilde Hummel drüben in meiner Abwesenheit für Streiche macht, mag der Himmel wissen!"

„Bleib'!" bat die Gräfin. „Also Helene liebt den Baron? Wann hat sie ihn denn kennen gelernt—und wo?"

„In Wien—im letzten Winter — auf einem Ball, ich weiß nicht mehr wo, und da gefiel ihr gleich etwas sehr gut an ihm ....ich weiß nicht mehr was! Nun, und gleichzeitig verliebte er sich in sie!"

„Weißt Du das ganz gewiß?"

„Natürlich! Gesagt hat er es mir zwar nicht, aber Helene ist davon überzeugt, und klug ist sie ja — die bildet sich nichts ein! Uebrigens—wäre er denn sonst hier? Allerdings lud ihn Dietrich ein, aber daß er darauf postwendend seine Ankunft für heute anzeigte, beweist ja, wie er nur darauf gewartet hatte!"

„Also Dietrich schrieb ihm?"

„Ja. Aber Du darfst es Helene nicht sagen, denn Dietrich will nicht, daß sie es erfahre. Schon wieder ein Geheimniß!....Nämlich, als Helene heimkam, merkte ich gleich, daß da etwas nicht richtig sei, und machte mich dahinter. Aber es war saure Arbeit, denn wie verstockt und trotzig sie ist, glaubt mir kein Mensch. Aber schließlich mußte sie doch beichten, Alles, endlich auch den Namen, und da kam ich her und sagte es Dietrich. Auch Dir wollt' ich's sagen, wahrhaftig, nur vergaß ich es—richtig! Nun weiß ich's! An dem Tage, wie ich herüberkam, hattest Du gerade die neuen Toiletten aus Wien bekommen, und da vergaß ich's — mein Gott, man kann nicht an Alles denken! Dietrich war zuerst gar nicht erfreut darüber, im Gegentheil, es erschreckte ihn ordentlich, und er wollte die Sache erst überlegen. „Aber was ist da zu überlegen?" fragte ich. „Er ist ja nicht blos schon heute eine glänzende Partie, sondern auch Dein einstiger Erbe!" Nämlich, liebe Sophie, Du mußt schon entschuldigen, aber daß Euch noch Kinder beschieden sein sollten, glaube ich nicht, und da mit Dietrich die gräfliche Linie ausstirbt, so fällt das Majorat an die freiherrliche Linie, also an Georg. Dennoch willigte er—eigensinnig, wie die Männer alle sind, und wahrscheinlich einzig deshalb, weil es nicht sein eigener Einfall war,—nicht sofort ein, kam aber nach drei Tagen zu mir gefahren und sagte mir: „Leicht fällt mir's nicht, ihn einzuladen, denn Du weißt ja wohl, daß zwischen uns und den Baronen eine alte Feindschaft ist, aber da es vielleicht Helenens Glück ist, so soll es geschehen!" Und nun ist er hier, und sobald er um sie anhält, bekommt er sie—du lieber Gott, warum auch nicht? Wir können uns ja nichts Besseres wünschen — aber deshalb sollte sie sich doch nicht schon jetzt gegen ihn benehmen, wie eine — Beamtentochter!"

„Was aber nur die Folgen ihrer vernachlässigten Erziehung sind!"

Es war Helenens Stimme. Da stand sie in der geöffneten Thür, die Wangen angeglüht, die Augen leuchtend vor Uebermuth.

„Das wird noch mein Tod sein!" zeterte Clarisse. „Wie kannst Du das sagen, gottloses Kind?"

„Weil es die Wahrheit ist!" erwiderte Helene mit Grabesstimme. Dann aber eilte sie auf Sophie zu, umschlang sie und küßte ihre bleichen Wangen. „Verzeih'!" bat sie. „Hab' ich Dich erschreckt? Ich wollte Euch nicht belauschen, auch klopfte ich vorher an, aber Tante Clarisse sprach so laut, daß Ihr es überhörtet.....Ja, ja," wandte sie sich wieder an diese, „Du erlebst traurige Dinge an mir, und es ist doch nur erst der Anfang! Ich habe Alles kommen sehen, diese Erziehung wollte mir von vornherein gar nicht gefallen!"

„Helene! Das wird —"

„Dein Tod sein!"

Sie warf sich in die Arme der alten Dame und küßte sie auf beide Wangen. „Aber es ist langsames Gift, Du trinkst es schon seit zwölf Jahren und wirst dabei immer jünger und hübscher.....Nun aber geh' — Onkel Dietrich bittet Dich, zu ihm zu kommen, er hat eine Bitte an Dich. Und wenn Du Dich beeilst, so kannst Du im Salon etwas Unerhörtes sehen...."

„Was denn—hast Du wieder —"

„Nein, daran bin ich unschuldig. Das Unerhörte ist, daß endlich ein unterscheidendes Merkmal zwischen den siamesischen Vettern constatirt ist. Johann Baptist von Bräuerle der Aeltere kann etwas nicht, was Johann Baptist von Bräuerle der Jüngere kann. Nämlich: Dieser weiß im Einmaleins besser Bescheid. Du siehst, nicht das Merkmal selbst, sondern nur seine Entdeckung ist mein bescheidenes Verdienst!"

„Der Baron wird eine schöne Meinung von Dir bekommen!" klagte Clarisse. „Zuerst das A=B=C und dann das Einmaleins!"

„Lieber er denkt schlecht von mir, als von der geistigen Bedeutung unserer Gäste. Es schien mir bei Tische fast so, als ob er in ihre Bildung Zweifel setzte, und da wollt' ich ihm das Gegentheil beweisen....Aber Onkel Dietrich wartet wirklich!"

„Du kannst mich nicht rasch genug forthaben," klagte das Stiftsfräulein. „Von mir läßt Du Dir nichts sagen, hoffentlich belehrt Dich Sophie, wie sich eine Thernstein zu benehmen hat! „Beamtentochter" ist für Dich noch viel zu milde — Du benimmst Dich wie eine Kaufmannstochter, das Wort ist nicht hart!"

„Es ist zu hart!" schluchzte Helene herzbrechend auf und schlug die Hände vor's Antlitz. Dann aber, nachdem sich die Thüre geschlossen, machte sie einen Luftsprung. „Gottlob!" Dann saß sie neben der jungen Frau nieder, schlang den Arm um ihren Hals und schmiegte die Wange dicht an die ihre. „Ach!" seufzte sie, „wenn Du wüßtest, wie ich mich all die Stunden über gesehnt habe, so neben Dir zu sitzen und mich recht, recht auszusprechen und...."

Es zuckte in dem Gesichtchen, sie schluchzte auf, und plötzlich brachen ihr die hellen Thränen hervor....

„Was hast Du nur?" fragte Sophie.

„Was ich habe?....Ja, weißt Du denn gar nicht, was vorgeht?....Ich bin ja...."

„Nun?"

„Verliebt bin ich!" schluchzte sie auf und weinte bitterlich.

Sophie athmete schwer, sie erwiderte nichts. Endlich sagte sie mühsam:

„Sprich Dich aus, Kind!....Erzähle Alles!"

„Was ist da zu erzählen! Denke doch daran, wie Dir zu Muthe war, ehe Onkel Dietrich sich erklärte....Aber nein, da war Dir sicherlich anders zu Muthe! Du bist ja so viel klüger und besser und schöner als ich. Ach, was ich erlebt habe, ist eigentlich gar nicht zu sagen — so etwas hat noch nie Jemand erlebt!"

Dann aber faßte sie sich und erzählte von den beiden Kotillons und ihren Gesprächen mit dem Baron. Sie berichtete sehr ausführlich und unterbrach sich zuweilen mit der Frage: „Aber langweilt es Dich nicht?" Dann schüttelte Sophie nur stumm ihr Haupt. Sonst saß sie regungslos da und lauschte.

„Ist dies Alles?" fragte sie dann.

„Was Ihr nur immer mit der Frage wollt!" rief Helene. „Von Onkel Dietrich und Tante Clarisse habe ich es noch verstanden. Er war nie ein junges Mädchen und sie — ich glaube, verzeih' mir's der Himmel — sie auch nicht, denn die Sage von dem melancholischen Husaren-Rittmeister, der aus Liebe zu ihr in's Kloster gegangen ist, ist mir immer etwas zu mysteriös erschienen......Aber Du? Du solltest wissen, daß das schon ein ganzer Roman ist....Mein Gott, was soll ich denn noch erlebt haben?!.....Ist es denn wirklich zu wenig?" fragte sie angstvoll.

„Ich weiß nicht," erwiderte Sophie mit unsicherer Stimme. „Da muß Deine Empfindung entscheiden. Ueber Dich selbst bist Du also völlig im Klaren — Du weißt es: Georg ist der Mann Deines Herzens?"

„Ja!"

„Der Mann, den Du liebst, Helene, wirklich und aus ganzer Seele liebst?"

„Ja! Ja!.... Sieh, es stimmen alle Anzeichen, wie ich sie so zuweilen gehört und gelesen habe. Sogar das Herzklopfen und die Träume—es trifft Alles zu — auf Ehre, Sophie! Und was die Hauptsache ist — nun die Hauptsache ist, daß ich ihn eben liebe. Mir ist ja nie Aehnliches passirt — ich war ja das „Marmorherz"—Du kannst es mir auch bezeugen.... In Wien ahnte ich es nur, aber seit ich ihn heute wiedergesehen habe, könnt' ich's vor Gott beeiden! Ich lieb' ihn und werde grenzenlos glücklich sein, wenn er mich wieder liebt, und werde sterben, wenn er's nicht thun will." Sie schluchzte wild auf. „Ach, mir ist so bang! Denn wenn ich's mir recht überlege—was weiß ich, wie es um ihn steht? Und zuweilen will es mir scheinen, als ob sein Herz nichts von mir wüßte!

„Du glaubst?!" rief Sophie heftig; es war ein seltsamer, fast harter Klang in ihrer Stimme. Dann aber bezwang sie sich. „Du bist ein tapferes, vernünftiges Mädchen.... weine nicht.... erzähle mir Alles, was Du darüber denkst...."

„Ach, wenn ich Dir alle meine Gedanken erzählen wollte, ich würde lange nicht fertig, und Du könntest schwerlich klug daraus werden. In mir wechseln Muth und Verzagtheit, wie drüben in den Lindenzweigen Licht und Schatten durcheinander huschen. Aber das Zagen kommt weit, weit öfter! Da sag' ich mir immer: Zwei Kotillons sind etwas, aber doch wahrhaftig noch keine Liebeserklärung — und was könnte eigentlich diesem herrlichen Manne an mir gefallen?..."

Sie hielt inne; Sophie blickte schweigend vor sich nieder.

„Siehst Du!" sagte das Mädchen betrübt, „Du weißt es auch nicht."

„Doch!" sagte die unglückliche Frau hastig. „Im Gegentheil, Helene! Du bist so jung und schön, so heiter und anmuthig."

„Ja, auf die Heiterkeit hält er viel, das ist wahr. Ich hab' es schon aus der entzückten Art erkannt, mit der er mir von Deinen munteren Mädchenstreichen sprach."

„Erzählte er auch davon?"

„Und wie gern! Ich war ganz erstaunt; ich hätte nie geglaubt, daß Du je so übermüthig gewesen bist."

Sophie lächelte schmerzlich. „Es kommt mir heute selbst fast unglaublich vor."

„Vergeht das in der Ehe?"

„Wie Du sonderbar frägst!.... Also ihr spracht wirklich so viel über mich?"

„Fast immer! Wir mochten beginnen, wovon wir wollten, die Rede lenkte sich doch wieder auf Dich zurück."

„Das war sehr liebenswürdig von Dir!"

„Von mir?" fragte das Mädchen überrascht. „Ach nein, das war ja sein Verdienst—Liebenswürdigkeit seinerseits, und zwar gegen Dich und mich. Denn er merkte ja wohl, daß ich dummes Ding ihm sonst nicht viel zu sagen wußte. Wer einen Menschen genau kennt und von Herzen liebt, der spricht auch gern über ihn und weiß immer noch etwas Neues zu sagen. Das merkte er wohl, und daß ich da nie in Verlegenheit gerieth, und darum führte er mich, auch wenn ich von seinen Reisen begann, doch wieder in den Park von Benkendorf zurück — so hieß doch Dein Gut?"

Sophie nickte.

„Ich kenne es aus seinen Schilderungen so genau, als wenn ich dort gewesen wäre. Die „drei Tannen" -- das muß ein reizendes Plätzchen gewesen sein -- nicht wahr?"

„Sogar davon erzählte er!"

„Von Allem, Tante—nein, Sophie," verbesserte sie sich. „Es kommt mir so komisch vor, Dich „Tante" zu nennen — es klingt so ehrwürdig, und das bist Du, gottlob, noch gar nicht! Wie hätte ich denn sonst auf Dich eifersüchtig sein können!"

Sophie zuckte zusammen.

„Aber so werde doch nicht gleich böse!" bat das Mädchen. „Ich habe ja längst eingesehen, daß das Unsinn war, und es ist mir auch nur so durch den Kopf gehuscht. Als ich nämlich bemerkte, wie er immer wieder die Rede auf Dich lenkte, und gar nicht genug von Dir hören konnte, und wie seine Augen leuchteten, wenn er von Dir sprach, da dachte ich: die Beiden haben sich am Ende gar geliebt, und er liebt sie noch!" Und wie mich der Gedanke quälte, kann ich Dir gar nicht sagen! Zum Glück konnt' ich ihn mir gleich selbst ausreden, denn ich bin ja gar nicht so dumm. Unsinn, sagte ich mir, wenn die Liebe eine beiderseitige gewesen wäre, so hätte er sie ja geheirathet. Und daß nur etwa er sie geliebt hätte, ist gleichfalls ganz undenkbar. Denn erstens wäre es ihm dann ein Schmerz, an sie erinnert zu werden, und er würde nicht immer von ihr sprechen, und zweitens —"

Sie hielt einen Augenblick inne und fuhr dann, von lichter Gluth übergossen, fort:

„Wenn ein Mann, wie er, ein Mädchen liebt, und sei es auch noch so stolz und herrlich, dann muß es ihn wieder lieben. Ein Mann, wie er, würde um eine Königstochter nicht vergeblich werben!.... Uebrigens konnte ich auch aus seinen Reden immer deutlicher erkennen, daß Ihr nur eben Jugendgespielen und gute Freunde gewesen seid. Ich weiß ja Alles, was zwischen Euch vorgegangen ist, Alles weiß ich. Was mögt Ihr für lustige Zeiten gehabt haben. Seine Mutter, die Baronin Agnes, war wohl auch eine herrliche Frau — nicht wahr?"

„Das war sie, erwiederte Sophie. „Die edelste Frau, der ich je begegnet bin!"

„Und schön?"

„Gewiß wird sie das in ihrer Jugend gewesen sein. Man sah es ihr auch später noch deutlich an."

Das Mädchen blickte sinnend vor sich nieder.

„Weißt Du wohl —" begann sie zaghaft, „aber ich verrathe Dir da ein Geheimniß —"

„Sprich nur, Du weißt, ich bin verschwiegen."

„Das weiß ich, aber ich fürchte, daß es Dich am Ende kränken könnte. Doch nein! Das war ja vor Deiner Zeit, und Du warst vielleicht noch gar nicht auf der Welt, wie könntest Du da eifersüchtig sein! Und nun gar eifersüchtig auf eine Todte!"

„Ich verstehe nicht...."

„Nun, höre nur! Die Baronin Agnes war Onkel Dietrichs Jugendliebe — er soll sie bis zum Wahnsinn geliebt haben!"

Sophie horchte hoch auf. „Das glaube ich nicht," erwiderte sie entschieden. „Ich habe seinen Namen nie von ihr nennen hören, und sie wird ihn wohl gar nicht gekannt haben!"

„Doch! doch!" erwiderte Helene eifrig. „Ich habe es aus bester Quelle! Höre doch nur! Vor sechs Jahren etwa, als mein Vater noch lebte, und wir noch hier auf dem Schlosse wohnten, saßen wir eines Abends wie gewöhnlich im „grünen Zimmer" beisammen, er und Tante Clarisse beim Schach und ich mit meiner Handarbeit beim Tischchen. Da wurde ein Telegramm gebracht. „Ein Unglück!" rief Tante Clarisse. — „Im Gegentheil, ein Glück!" sagte mein Vater, „Dietrich hat sich mit einer Baronesse Lanzenberg verlobt!" Da las auch die Tante das Telegramm und—sie stockte und wurde roth — „ich — ich weiß nicht mehr, was sie da sagte — nur so viel weiß ich, Sophie, daß es Dich ganz sicherlich nicht betraf. Darauf begannen sie über Onkel Dietrich zu sprechen, was mich natürlich ungemein interessirte. Weil ich aber wohl wußte, daß mich die Tante sofort hinausschicken würde, so schloß ich die Augen, lehnte mich in den Stuhl zurück, that, als ob ich schliefe, und die List glückte. Da habe ich denn ganz deutlich gehört, wie mein Vater sagte, er bedaure sehr, daß er mit Dietrich einst in so arge Konflikte gerathen, aber nicht diese hätten ihn aus dem Lande getrieben, sondern er sei gegangen, weil er gehofft, in der Ferne leichter seiner Leidenschaft für die Baronin Agnes von Thernstein Herr zu werden. Tante Clarisse widersprach. „Warum hat er sie dann nicht geheirathet?" fragte sie. „Ihr Mann war ja schon todt!" — „Vielleicht eben darum!" erwiderte mein Vater. „Das ist eine furchtbare Geschichte, die ich nicht genau kenne und auch nicht kennen will." Natürlich kann ich für die Worte nicht einstehen, aber so beiläufig war das Gespräch. Mehr konnte ich nicht hören, denn nun kam Tante Clarisse auf mich zu und rüttelte mich so sehr, daß ich wohl oder übel erwachen mußte. Verstehen kann ich es übrigens noch heute nicht, was mein Vater damit meinte...."

Sophie blickte sinnend vor sich nieder. „Ich verstehe es auch nicht," sagte sie dann. „Vielleicht hast Du es doch nicht genau gehört. Uebrigens," fügte sie scharfen Tones hinzu, „geht dies uns Beide keinesfalls etwas an!"

„Da hast Du Recht," erwiderte Helene. „Ich sagte ja schon: wie könntest Du auf eine Todte eifersüchtig sein!.... Meinen Segen hast Du, wenn Dich der Baron liebt!" Sie wollte es scherzhaft sagen, aber der Ton der Stimme klang fast feierlich.

Helene umarmte sie. „Ach, daß Du gut wie immer zu mir sein würdest, wußte ich ja. Aber jenes „wenn" — das drückt mir das Herz ab. Als mir Tante Clarisse sagte, daß er meinetwegen hergekommen, da war ich so selig! Ich zweifelte gar nicht mehr. Aber dann beim Diner—ich kann Dir kaum sagen, was das für ein trübseliges Vergnügen war. Es war ja gewiß schlimm, daß Dich vorher im Salon die Ohnmacht betroffen, und mir that es auch unendlich leid, aber daß wir nicht in ernster Sorge um Dich zu sein brauchten, wußten wir doch Alle. Und nun saßen wir beisammen, als ob ein Todtkranker im Hause wäre, oder richtiger: als ob wir uns gegenseitig auf den Tod nicht leiden könnten. Und das war doch," fügte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu, „wenigstens bei mir sicherlich nicht der Fall. Aber was die Herren betrifft, da hatte ich thatsächlich diesen Eindruck!"

„Du wirst Dich geirrt haben...."

„Hoffentlich, aber wärest Du dabei gewesen, Du würdest mir nicht Unrecht geben. Der Baron war so verstimmt, so erregt, jedes Wort schien ihm nur mühsam von den Lippen zu fallen, und er blickte den Onkel nur an, wenn es sein mußte, ich merkte wohl, daß er es nach Kräften vermied — ein Blinder hätte es bemerken müssen...."

„Er wird eben lieber Dich angeblickt haben!"

„Ach nein! — auch nur, wenn ich ihn ansprach. Er war heute ganz anders als in Wien...."

„Die Befangenheit des Wiedersehens...." tröstete Sophie. „Und wie war Dietrich gegen ihn?"

„Die Empfindung schien gegenseitig, ganz fürchterlich gegenseitig; er trieb's gegen den Baron fast noch schlimmer, als dieser gegen ihn, obwohl er doch der Wirth war. Das heißt, nicht etwa in Worten, die Worte waren überaus höflich, er lud ihn sogar ein, für einige Tage auf dem Schlosse zu bleiben,—"

„Nahm der Baron an?" unterbrach sie Sophie hastig.

„Er äußerte sich unbestimmt: wenn es seine Geschäfte zuließen, oder so ähnlich ......Aber die Blicke," fuhr sie fort, „waren anders als die Worte. Ich fing einen solchen Blick auf und da wurde mir ganz unheimlich. Ach, Tante, mir scheint, daß die beiden Herren etwas Ernstes gegen einander haben. — Sollte es etwas von früher her sein?"

„Sie haben sich ja heute erst kennen gelernt!"

„Aber ich meinte — vielleicht der Mutter wegen. Hauptsächlich deshalb habe ich Dir das Geheimniß anvertraut."

„Auch darüber kann ich Dich beruhigen. Wenn Dietrich die Baronin, was ich sehr bezweifle, thatsächlich geliebt haben sollte, so hat doch Georg ganz bestimmt keine Ahnung davon. Dietrich aber, warum sollte er den Sohn der Frau, die er geliebt, hassen!?"

„Du hast ja Recht, aber etwas liegt doch vor. Sogar ihre Stimmen haben, wenn sie zu einander sprechen, einen besonderen Klang. Als der Onkel zu Dir ging und wir im Salon beisammen blieben, da wurde auch Georg sofort heiterer. Aber wie in Wien war er auch nun nicht. Ich war herzlich froh, daß die beiden Laffen dabei waren. Ich habe ihnen gehörig zu schaffen gemacht aber wahrhaftig nicht aus Uebermuth — nur um uns Allen über die Stunde hinweg zu helfen. Mir ist gar nicht so toll zu Muthe — o nein! Im Gegentheil!" Wieder zuckte es um den Mund.

„Tapfer," sagte Sophie gepreßt. „Ich erkenne Dich kaum wieder...."

„Ach, tapfer wollt' ich schon sein, wenn ich mich nicht so fürchten würde. Spricht er nicht mit mir, so bin ich darüber unglücklich, und wenn er sich an mich wendet, so vergehe ich vor Angst, er könnte mir plötzlich etwas sagen, was mich aus meinen Träumen reißt — zum Beispiel: „Darf ich Ihnen nächstens auch meine Braut mitbringen?!" Wenn er aber nun etwa sagte: „Helene, haben Sie mich lieb?" so wäre ja auch dies eigentlich für den ersten Moment schrecklich und ich wüßte mich gar nicht zu benehmen.... Wie benimmt man sich denn in einem solchen Falle? Du hast es ja durchgemacht...."

„Mach' Dir keine Sorgen darüber, Kind. Im gegebenen Moment wirst Du schon das Richtige treffen."

„Vielleicht—und wenn nicht, so ist ja auch das Unglück nicht so groß, und man hat dann noch immer ein ganzes Leben vor sich, wo man die erste Dummheit gut machen kann. Als meine Freundin, die Miezi Sternegg, von ihrem jetzigen Manne gefragt wurde, ob sie ihn liebe, antwortete sie: „Ja, höchstens den Pipi hab ich noch lieber." Der Pipi war ihr kleiner Pintscher, und sie sind trotzdem ein glückliches Paar geworden...." „Sprechen Sie mit meinem Onkel," würde ich ihm nicht gern sagen; viel lieber noch: „Sprechen Sie mit meiner Tante!"—am liebsten aber würde ich jetzt meiner Tante sagen: „Sprechen Sie mit dem Baron."

Ihr Antlitz hatte sich mit Purpurröthe gefärbt, sie barg es an Sophiens Schultern.

„Da hab' ich's endlich," flüsterte sie, „im Scherz zu sagen gewagt, weil es mir im Ernst nicht über die Lippen wollte. Um Dich darum zu bitten, kam ich zu Dir, das heißt—ich wollte mich wirklich auch nach Deinem Befinden erkundigen, aber „aus Gemeinem ist der Mensch gemacht" und so weiter.... Ich flehe Dich an, komm' mit und sprich mit ihm...."

„Ich kann ja nicht, ich fühle mich so schwach!"

„Vielleicht wird es später besser, Du kannst in den Pavillon nachkommen, wo die Jause genommen werden soll. Jetzt besichtigen die Herren die Ställe, Hans holt mich hier ab, sobald sie zurück sind...."

„Auch dies wird mir kaum möglich sein...."

„Also morgen! Ich würde Dich nicht anflehen, wenn ich mir einen anderen Rath wüßte."

„Aber was soll ich ihm sagen?"

„Nicht etwa, daß ich ihn liebe, oder daß er um mich anhalten soll — es wäre mein Tod, wie Tante Clarisse zu sagen pflegt — im Ernste gesprochen: ich ertrüge den Gedanken nicht, daß es da erst fremden Zuspruchs bedurft hat! Aber Du bist ja seine Jugendfreundin, der wird er vertrauen, wie es um ihn steht, und ich werde Klarheit haben. Das ist wohl recht unweiblich—ich glaube, Tante Clarisse würde mich nun noch tief unter die Kaufmannstochter rangiren — aber findest Du es nicht verzeihlich?"

Die Zofe trat ein. „Hans läßt der gnädigen Komtesse sagen, daß die Herren im Pavillon sind."

„Die Gräfin richtete sich auf. „Hans mag im Vorzimmer warten, ich habe einen Auftrag für ihn!"

Helene fuhr sich rasch mit dem Tuch über die Augen. „Auf Wiedersehen, Tante Sophie! — Du wirst Dein Mögliches thun — nicht wahr?"

Die Gräfin nickte stumm.

„So will ich denn das Beste hoffen! Es wird und muß Alles gut werden." Aber trotz der muthvollen Worte füllten sich ihre Augen mit Thränen.

„Was hast Du nur wieder?"

„Nichts! Ach, Sophie, da schwärmt man so viel von der Liebe, und sie ist eigentlich gar nicht angenehm!"

Dann trocknete sie abermals die Thränen und umarmte die Gräfin. „Tausend Dank! Und Du bist meine Bundesgenossin auf Leben und Tod!"

„Auf Leben und Tod!" erwiederte Sophie.

Elftes Kapitel.

Nachdem sich die Thür hinter dem Mädchen geschlossen, sank die Gräfin auf ihren Sitz zurück und schlug die Hände vor's Antlitz. Wirr und wüst schossen ihr die Gedanken durchs Hirn, und nur das Eine war ihr peinlich klar, daß jede Sekunde, die nutzlos verstreiche, neues Verderben bringen könne. Erst als die Zofe eintrat und meldete, daß Hans nicht länger warten könne, fuhr sie empor. „Er muß!" rief sie angstvoll, „ich brauche ihn dringend."

Eva ging und kam sogleich wieder: Der Herr Landes = Commandirende aus Klagenfurt sei eben zur Gratulation eingetroffen; Hans müsse ihn in seine Appartements geleiten, doch werde er erscheinen, sobald er irgend abkommen könne.

„Wenn er binnen einer halben Stunde nicht hier ist," befahl die Gräfin, „so holst Du ihn. Ich muß ihn sprechen!"

Es mußte sein—um Georgs, um Helenens Willen; an sich selbst dachte sie nicht mehr. Sie hatte ihren Gatten nicht belogen; noch wußte sie nicht, wie sie ihr Schicksal ertragen solle, und schlimmer, als einer armen verdammten Seele der Hölle, erschien ihr die Zukunft; aber daß dies Schicksal besiegelt sei, wußte sie und hatte nun die Antwort für Georg gefunden. Keine neue Schuld und Lüge! — sie wollte büßen, was ihr Vater gefrevelt, sie selbst gesündigt, er sollte rein bleiben. Georg mußte fort, noch heute, und nie wiederkehren — er ahnte wohl gar nicht, wie es um Helenen stand, sie mußte ihm die Augen öffnen. Das war leider das Einzige, was sie für das holde, ihr so theure Kind thun konnte; sie konnte ihrem Herzen den Schmerz der Enttäuschung nicht ersparen, den es über Georg's plötzliche Abreise empfinden mußte, aber mindestens sollte dies sein einziger Schmerz bleiben. Zu diesem Zwecke mußte sie Georg sprechen, wenn auch nur einige Minuten lang, und der einzige Mensch, der ihr dazu behilflich sein konnte, war Hans. Und er allein war es auch, der ihr jenen Brief Georgs aus ihrem Büchlein verschaffen konnte, den einzigen Beweis für die Absicht, in welcher Georg gekommen. Spielte ihn ein unglücklicher Zufall in des Grafen Hand, so war Georgs Leben bedroht, — daß sich dann auch ihr eigenes Geschick noch härter gestalten werde, huschte ihr nur flüchtig durch den Sinn, — schon um Georgs Willen mußte es geschehen. Der alte Diener, gegen den auch sie, wie alle Welt, anfangs eine heftige Abneigung empfunden, besaß nun ihr volles Vertrauen; sie wußte, wie sehr er ihr ergeben sei, wie weit, seit sich ihr Loos auf dem Schlosse immer düsterer gestaltet, all' seine Kraft eingesetzt, es zu erleichtern. Und wäre sie anders zu ihm gestanden,—er war ein Mensch und sie in einer Lage, daß sie an ihren Nächsten herantreten durfte und ihm sagen: „Hilf mir! — es handelt sich um Glück und Leben schuldloser Menschen!"

In dieser Stimmung harrte sie in fieberhafter Spannung seines Kommens, und es dünkte sie eine Ewigkeit, bis er endlich vor ihr stand, obwohl thatsächlich kaum eine halbe Stunde verstrichen war.

Er entschuldigte sich, daß er nicht früher gekommen, sie schnitt es kurz ab.

„Ich bedarf Deiner," sagte sie hastig. „Du kannst mir helfen und sonst Keiner!"

Er sah sie an und schüttelte mitleidsvoll das graue Haupt. Wie vergrämt sie aussieht! dachte er. Laut aber sagte er nur: „Gnädigste Gräfin wissen, daß Sie in Allem auf mich zählen dürfen!"

Sie streckte ihm die Hand entgegen.

„In Allem, Hans?"

Er faßte die heiße Hand und beugte sich auf sie nieder.

„In Allem," sagte er fast feierlich. „So weit mir die Kraft reicht. Bis auf Eins natürlich —"

„Was ist das?"

„Ich habe es bei Ihnen nicht zu befürchten.... Befehlen Sie!"

„Ich will es wissen!"

„Nun," erwiderte er, „gnädigste Gräfin wissen es ja ohnehin und, wie gesagt, von Ihnen befürcht' ich es nicht. Darin stehe ich für Sie ein, wie für mich selbst. Nämlich, was gegen meinen Herrn geht, das thue ich nicht, das bekämpfe ich!"

Sie zuckte zusammen.

„Es geht nicht gegen ihn!" sagte sie dann mit fester Stimme. „Ich kann es Dir schwören, Hans...."

„Ihr Wort ist mir wie eines Anderen Schwur," wehrte er ab. „Befehlen Sie!"

„Nein .... Laß es mich Dir vorher sagen, Du könntest sonst doch vermuthen ....So wahr Gott meiner Seele barmherzig sei, es geht nicht gegen den Grafen....Und nun höre! Ich—aber wie soll ich es sagen?....Kurz, Hans! Du mußt mir ein Papier wiederschaffen, das mir gehört und jetzt in der Hand des Grafen ist!"

Er nickte.

„Das rothe Büchlein," sagte er. „Aber dazu ist's zu spät! Er hat's gelesen!"

„Das weiß ich. Aber es handelt sich um ein Papier, das in dem Büchlein verborgen ist —und dieses hat er noch nicht entdeckt." Sie beschrieb ihm den Mechanismus, der die Falte öffnete. „Du bist um seine Person, Dir schenkt er sein Vertrauen — Du wirst mir das Blatt schaffen können.......Es ist kein Diebstahl, Hans," fügte sie mit fast versagender Stimme, das Antlitz von dunkler Röthe übergossen, hinzu.

„Vielleicht doch, wenn ich's thue," erwiderte er. „Aber das Blatt ist Ihr Eigenthum, wie das Büchlein selbst.... Und was darauf geschrieben steht, kann ich mir ja wohl denken...."

Er hielt inne, sie erwiderte nichts.

„Wahrscheinlich," fuhr er fort, „steht darin noch deutlicher, als in dem Büchlein selbst geschrieben, wie—nun, wie es Ihnen ums Herz ist. Er hätte sich dies alles selbst sagen können .... aber es ist ja wohl auch für ihn besser, wenn er es auf diesem Wege nicht noch klarer erfährt, als er es schon ohnehin weiß...."

Ihre Lippen bewegten sich, aber sie fand kein Wort.

„Und wenn es etwas Anderes wäre, so will ich auch danach nicht fragen. Ich kenne Sie ja, und Sie haben es mir geschworen.... Nun, Sie sollen das Blatt haben, sofern es möglich ist...."

„Du willst, Hans?!" Sie wollte es laut rufen, aber ihre gepreßte Kehle brachte es kaum verständlich hervor.

„Ja, aber an meinem Willen allein liegt es ja nicht. Der Herr General hütet das Büchlein sehr—es liegt immer verschlossen in der Lade seines Schreibtisches...."

„Vorhin hatte er es bei sich," fiel sie hastig ein.

Er nickte.

„Er holte es, ehe er zu Ihnen ging, und trat dann eigens in sein Zimmer, um es wieder einzuschließen. Ich war fällig da. Ohne daß ich ihm den Schlüssel entwende, oder die Lade sonstwie zu öffnen versuche, wird es wohl nicht möglich sein." Er athmete tief auf. „Und das wird mir schwer genug fallen — es ist das erste Mal in meinem Leben — nun, Sie wünschen es und ich —"

Er hielt inne.

„Ich flehe Dich darum an!"

„Und ich habe solches Mitleid mit Ihnen!" stieß er leidenschaftlich hervor. „Darum will ich's versuchen. Nur das Eine möchte ich noch vorher genau wissen: ob es nicht etwa nutzlos ist. Sie wissen genau, daß er dies Blatt noch nicht entdeckt hat?"

„Ganz genau!"

„Und es kommt besonders viel darauf an?"

„Ja — es ist nicht blos für ihn und mich wichtig, sondern auch für Anderer Glück und Leben!"

Er blickte sie befremdet an.

„Für Andere?" fragte er erstaunt. „Aber nein!" fuhr er dann fort, „ich frage nicht.... Sobald ich kann, versuche ich's. Vielleicht noch heute Abend. Ich thu's, weil ich Sie kenne...."

„Ich danke Dir!"

„Einen Dank begehre ich nicht. Oder doch!.... Gnädigste Gräfin, verzeihen Sie, wenn ich ein offenes Wort sage; ich wage es zum ersten Mal, seit ich Sie kenne, und es soll, wenn Sie befehlen, auch zum letzten Mal sein. Gegen meinen Willen ist es mir so aus dem Herzen heraus, welches Mitleid ich mit Ihnen habe. Gewiß, Ihr Loos war bisher nicht leicht, und Sie werden es in Zukunft wohl noch schlimmer haben. Ich frage nicht, ob es nicht vielleicht anders zwischen Ihnen Beiden hätte kommen können — oder doch! ich will auch dies sagen, denn Sie haben keine andere Seele, die Ihnen so zugehört, wie die meine, die Komtesse Helene ausgenommen, aber was versteht das Kind von diesen ernsten Sachen?! Also — darf ich reden?"

„Gewiß, Hans!"

„Nun, ich meine, Ihr Leben mußte nicht so werden, wie es jetzt ist. Ganz glücklich konnte Sie mein Herr nicht machen und durch Sie nicht werden, dazu war der Unterschied der Jahre und des Wesens zu groß und dann das, was er „die Schatten" nennt, seine Vergangenheit und — halten zu Gnaden — wohl auch die Ihrige. Aber ich glaube, in seiner Art hat er Sie doch ehrlich geliebt, und wenn nicht ganz gut, besser hätte Alles stehen können. Das soll ja kein Vorwurf sein; wozu ein Mensch sich selbst anhalten kann, zur Pflicht, haben Sie ja gethan, und Liebe kann man seinem Herzen nicht anbefehlen. Aber ich meine, obwohl ich kaum ein Wort dafür zu finden weiß...."

„Ich verstehe Dich auch so," erwiderte sie. „Du hast Recht, auch ich bin nicht ohne Schuld, obwohl ich es erst jetzt klar erkenne. Gerade meine heutige Unterredung mit dem Grafen hat mir die Augen geöffnet."

„Also war sie friedlich?" fragte er erfreut. „Das hätte ich kaum zu hoffen gewagt. Um so lieber schaffe ich Ihnen nun das Blättchen wieder. Ich will Ihnen und mir keine thörichten Hoffnungen machen; auch diese fünf Jahre werden sich nie vergessen lassen, und man fängt nicht urplötzlich ein neues Leben an, aber Manches vermögen wir doch über uns. Denken Sie nur immer an Eins: quält es Sie, so ist auch ihm nicht wohl—und daß er geworden ist, wie wir ihn heute sehen, ist nicht ganz seine Schuld. Er hat in seiner Jugend einzelne Thaten geübt, wie dies sonst nur ein wahrhaft edler Mensch vermag...."

„Ich weiß es," sagte sie. „Wohl auch noch später."

„Ja, auch später, aber dann nur für Menschen, für welche eben sein Herz etwas Rechtes fühlte—jetzt kommt bei ihm nichts mehr aus der Menschlichkeit oder Grausamkeit, sondern Alles aus der Liebe oder dem Haß. In seiner Jugend war dies anders, da konnte er noch reines Erbarmen fühlen. Ich weiß es aus Erfahrung, ohne ihn wäre ich ein Selbstmörder geworden oder um den Verstand gekommen. Sie kennen die Geschichte nicht? — nun, es ist bald erzählt. Ich bin — das wissen Sie ja wohl — des Küsters Sohn im Dorfe da unten und habe meine Kindheit mehr hier oben als im Thale verbracht; ich war der Spielgefährte der beiden jungen Grafen, Heinrich und Dietrich, eigentlich nur der Prügelknabe. Schon damals war er immer gut zu mir, obwohl ich mir eigentlich keinen besonderen Anspruch auf seine Liebe verdiente, da ich es, wenn die Brüder in Streit kamen, fast immer mit dem älteren hielt. Indeß, rechtschaffen gut war ich ihm doch auch, und als er in's Kadetten=Institut gethan wurde, fehlte er mir auf Schritt und Tritt, und auch sein erster Gang war immer, wenn er in den Ferien heimkam, zu mir. Mein Vater sah dies eigentlich nicht gern; er wollte mit mir höher hinaus, als es ihm geglückt war: ich sollte Priester werden, weshalb er mich auch schon früh in's Klagenfurter Gymnasium gesteckt hatte, und für einen künftigen Diener Gottes war dieser Verkehr wirklich nicht der passendste. Herr Dietrich wurde mit den Jahren nicht zahmer, sondern womöglich noch immer wilder, und als er, kaum achtzehnjährig, zum ersten Male als Lieutenant in's Dorf kam, da war ihm nun schon gar kein Pferd zu wild, kein Abgrund zu steil und keine Dirne im Dorf zu spröde. Aber wenn ich auch mit ihm ritt und sprang, sang und trank, daß oft hinterdrein nicht blos meinen Vater, sondern auch mich selbst ein Grauen darüber ankam, so hielt ich mich doch von seinen Weibersachen fern. Mein Vater freute sich mindestens dieses Einen, da er an meinem Treiben sonst nichts Löbliches finden konnte, aber mehr, als meine wildeste Zechnacht hätte es ihn betrübt, wenn er den Grund geahnt hätte, warum ich mich mindestens in dieser Beziehung brav hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Barbarei und Bornirtheit.

Das traurige Ende, welches vor einigen Tagen ein bejahrter Deutscher, angesehener Bürger und ehemaliger Vertheidiger der Union in Brooklyn, N. Y., gefunden hat, wirft wieder einmal ein grelles Licht auf die Unfähigkeit und bornirte Gleichgiltigkeit mancher amerikanischen Polizeibehörden und auf die elenden Zustände in gewissen Hospitälern.

Alexander Kiesling, einer der ältesten Pianomacher New Yorks, verlor seinen Schwiegersohn, Charles Müller, durch den Tod. Er hatte Müller gepflegt und sich dabei fast aufgerieben. Um einige Freunde des Verstorbenen von dem Todesfall in Kenntniß zu setzen, ging er aus, kehrte aber nicht wieder zurück und blieb „verschollen." Am selben Abend aber wurde er wegen angeblicher unordentlicher Aufführung in einem Stationshaus als Gefangener eingeliefert. Sein Name und seine Adresse sind im Stationshause, das ganz in der Nähe seiner Wohnung liegt, richtig eingetragen worden. Es fiel aber der Polizei nicht ein, die Angehörigen zu benachrichtigen, nicht einmal, als dessen Angehörige einige Tage darnach den Erlaß eines Generalalarms mit dem Bemerken veranlaßten, daß der Mann seit Samstag vermißt werde. Am 11. November wurde Kiesling dem Polizeirichter Ford vorgeführt. Das Urtheil lautete: „$5 oder fünf Tage." Dann erfolgte Kieslings Ueberführung nach Blackwells Island. Von alledem erfuhr die Familie nichts. Da der Unglückliche „blau" geschlagene Augen hatte, sperrte man ihn zu den am „Säuferwahnsinn" Leidenden.

Nach Ablauf der Strafzeit setzte man ihn in Freiheit. Er gelangte auf irgend eine Weise nach Brooklyn, wo ihn ein Polizist aufgriff. Der Aermste war außer Stande, irgend welche Auskunft über sich zu geben. Er wurde nach einem Hospital befördert. Die Knaben, die dort als „Hilfsärzte" angestellt sind, constatirten Lungenschwindsucht. Kiesling starb wenige Stunden nach seiner Aufnahme. Erst die Obduction der Leiche ergab, daß seine Hirnschale eingeschlagen war. Man verscharrte die Leiche auf „Potters Field", wo sie jetzt auf Betreiben der Hinterbliebenen wieder ausgegraben wird.

Die Aerzte auf der Insel scheinen übrigens auch nicht besser zu sein, als die des Hospitals. Hätten sie sich nur einigermaßen Mühe gegeben, so mußten sie entdeckt haben, daß der Mann an einem Schädelbruch litt.

Feuerregen auf hoher See.

Das schwedische Schiff „Edward", welches diese Tage mit einer Ladung Eisen aus Havre im Hafen von New York ankam, wurde auf hoher See am Morgen des 31. October von einem Gewitter betroffen, und die schauerlich-schönen Scenen, welche die Mannschaft dabei zu genießen hatte, wird sie wohl nicht sobald wieder vergessen.

Es war kurz vor Tagesanbruch, und die gesammte Mannschaft war an Deck an der Arbeit. Das Schiff wurde zur Zeit, als das Phänomen sich ereignete, von einem starken Winde dahingetrieben. Das Weitere kann am besten in Capitän Akermarks eigenen Worten erzählt werden.

„Wir fuhren," sagte Capitän Akermark, „am 9. October von Havre ab. Wir hatten östliche Winde, bis wir die „Bänke" zu sehen bekamen. Dann erhob sich ein starker Nordostwind, und wir sahen uns gezwungen, alle Segel einzuziehen. Der Wellenschlag wurde immer drohender und spielte mit dem Schiffe, als ob es eine Nußschale wäre. Der Sturm dauerte mit unverminderter Heftigkeit fort, bis wir den Golfstrom erreicht, wo er sich etwas legte. Bis zum 30. October hatten wir günstiges Wetter. Um Mitternacht dieses Tages blies ein scharfer Ostwind, welcher die See in ihren Tiefen aufwühlte.

Der Horizont war mit schwärzlichgrauen Wolken bedeckt, und vom weiten Südwesten her tönte das dumpfe Rollen des Donners, und Blitze zuckten durch das Gewölke. Als der Morgen herannahte, wurde es am Horizont immer schwärzer und Blitze und Donner schienen immer näher zu kommen.

Es war etwa 3.30 Uhr, als heftige Blitze den Himmel über uns erleuchteten. Ich hatte eben Befehl gegeben, die „Main Yards" zu spannen, als die Arbeit plötzlich unterbrochen wurde durch einen lauten Donnerschlag und eine weithin hörbare Explosion, welche in unsere Ohren tönte, wie das Abschießen von tausend Kanonen. Der Blitz traf das Takelwerk in der Nähe des Hauptsegels, und in diesem Augenblick sahen wir eine feurige Kugel wie eine Bombe um das Takelwerk fliegen. Plötzlich explodirte dieselbe. Es war ein schrecklich-schönes Schauspiel. Als die Explosion erfolgte, schienen Funken nach allen Seiten hin zu sprühen.

Es sah sich an, wie das Fallen von Tausenden von Sternen. Meilen im Umkreise war die See glänzend erleuchtet, und ein jedes Seil in unserem Takelwerke war wie Silber. Dreimal wiederholte sich dieses Schauspiel, das mir in den 30 Jahren meines Seefahrer-Lebens noch nie vorgekommen war. Unsere Leute waren von Schrecken erfüllt und eine Zeit lang wie geblendet von dem überirdischen Glanze. Wir glaubten jeden Augenblick, das Schiff würde in die Brüche gehen."

Eine Erklärung dieses Phänomens ergibt sich aus dem Umstande, daß das Schiff, wie Eingangs bemerkt, mit Eisen beladen war.

— Vor einiger Zeit sind czechische Ansiedler in Westrußland zur orthodoxen Kirche übergetreten und ist ihnen von der Synode die Benutzung des Czechischen als Kirchensprache gestattet worden. Aus diesem Anlaß haben kürzlich, nach Meldungen jungczechischer Blätter, mehrere Gemeinden, Vereine und Personen jungczechischer Gesinnung in Böhmen eine Adresse an den Vorsitzenden der heiligen Synode in Petersburg gerichtet und darin den Uebertritt der czechischen Ansiedler zur orthodoxen Kirche als einen wichtigen Schritt zur geistigen Annäherung und Einheit aller Slaven bezeichnet. Gleichzeitig haben sie darin die Hoffnung ausgesprochen, daß in nicht ferner Zukunft das slavische Lied auch in den katholischen Kirchen Böhmens ertönen werde, wo es einst unter Cyrill und Methud, unter Wenzel und Prokop erklang. Zum ersten Mal tritt in dieser Kundgebung der kirchliche Panslavismus auf, welcher nicht zu denken ist ohne den literarischen und ohne den politischen Panslavismus. Man kann hieraus in Wien wie in Rom sich belehren, in Rom darüber, daß die Parteinahme der katholischen Geistlichkeit in Böhmen für die czechische Sache nicht nur die Deutschen zurückstößt und sie der katholischen Kirche entfremdet, sondern auch die Czechen selbst schließlich zu ihrer slavischen Nationalkirche drängt, in Wien aber darüber, daß die weitere Entwickelung des czechischen Nationalgefühls zunächst den kirchlichen und literarischen, schließlich aber auch den politischen Panslavismus hervorrufen muß, von welchem die habsburgische Monarchie in ihrem gegenwärtigen Bestande die größte Gefahr zu besorgen hat.

— Ueber den großen Brand in Hünfeld wird jetzt weiter berichtet, daß gegen 350 Gebäude vernichtet sind, darunter das Rathhaus, die Post und die Apotheke. Auch fast sämmtliche Bäckereien sind abgebrannt, so daß von Fulda Brot gesandt werden mußte. Verluste an Menschenleben sind nicht zu beklagen; nur ein Feuerwehrmann aus Fulda stürzte von einer brennenden Scheune herunter und wurde schwer verletzt. Die Kirche ist vom Feuer verschont geblieben. Der bessere Theil der Stadt ist abgebrannt, insbesondere sind alle besseren Geschäfte zerstört. Von den obdachlosen Menschen eilten viele nach Fulda, Hersfeld und anderen Orten, um dort die ersten Nächte zuzubringen, da die stehen gebliebenen Häuser nicht Alle fassen konnten. Der Brandschaden beträgt etwa zwei Millionen Mark, und dabei ist Viele gar nicht versichert. Ueber die Entstehungsursache des Feuers ist Zuverlässiges nicht bekannt. In den vier stehen gebliebenen Wirthschaften wimmelte es von Menschen; Feuerwehr, Militär und Bürger wogten bunt durcheinander. In den Gastzimmern lagen die Menschen auf Tischen, Stühlen und auf dem Boden und schliefen; die Wartesäle am Bahnhof zeigten dasselbe Bild. Man fragt sich, was aus den Obdachlosen werden soll. Das Bild, welches Hünfeld bietet, ist grauenerregend. Das Unglück ist so groß, daß es jeder Beschreibung spottet, und nur mit eifriger Hilfe der Nächstenliebe kann dem Elend einigermaßen gesteuert werden.

— Das Diebesleben. In Budapest erscheint ein von dem dortigen Polizei-Inspector Koloman Bekes verfaßtes Buch, welches den vielversprechenden Titel „Das Diebesleben" führt. Der Autor erzählt darin unter Anderem, daß die Brennpunkte der organisirten Gaunerbanden Europas in London, Paris, Berlin, Wien, Petersburg, Warschau, Odessa und Budapest zu suchen sind. Weit voran steht London da, in welcher Metropole im Jahre 1880 statistisch verbucht standen: 8000 Vagabunden, 6050 Einschleicher, 76 gewaltthätige Diebe (eigentlich Räuber), 56 Falschmünzer, 634 Falschgeldvertreiber, 646 Hochstapler und Betrüger, 706 Hehler, 100 Bettelbriefschreiber, 140 Bettelbriefausträger, 1420 Taschendiebe, 280 Hundediebe, 30 Pferdediebe, 2000 Gauner ohne Specialität und 12,000 Zuhälterinnen, zusammen also 30,000 notorische Gauner = Individuen. Der Verfasser versucht u. A. den Nachweis zu führen, daß es speciell die Nachts beschäftigten Arbeiter seien, aus deren Reihen sich meist die Diebe rekrutiren. Es lasse sich auf Grund statistischer Daten der Schluß ziehen, daß in großen Städten die Mehrzahl der Diebe ihrer früheren bürgerlichen Beschäftigung nach Bäcker oder Kellner, also Nachtarbeiter gewesen sind. Die erste Schule des Gauners sei das nächtliche Herumstreichen und der Aufenthalt in den Spelunken. Die Gauner sind, mit wenigen Ausnahmen, ungebildete Menschen und geistig gänzlich verkommen. Zum Schulunterrichte fühlen sie nicht die geringste Neigung. Eher kann von einer „häuslichen Erziehung" die Rede sein und von einem gewissen „Corpsgeist", welche die Diebeseltern in ihren Diebeskindern zu nähren bestrebt sind. Im Alter von sieben Jahren werden die Diebeskinder activ. Ihre erste Aufgabe ist, in die verschiedenen Gebäude zu gehen und Beschreibungen der Fenster und Thüren zu bringen. Die Diebessprache lernt das Kind als seine Muttersprache. Denn die Diebessprache ist auch die Familiensprache der Gauner.

— Vor dem Londoner Gerichtshof von Old Bailey erschien James Young, angeklagt, Edgar Woolley, den Verführer seiner Tochter, durch einen Schuß verwundet zu haben. Es trat der außerordentliche Fall ein, daß der Richter, nachdem er den leicht verwundeten Ankläger, der den Eindruck eines Wüstlings machte, dem Vertheidiger des Angeschuldigten erklärte, das Verfahren werde sofort eingestellt. Er ermahnte nur den Vater, in Zukunft nicht wieder — wie die englische Formel lautet, „das Gesetz in die eigene Hand zu nehmen." Die Presse begrüßt jenen Ausgang als ein Zeichen, daß die öffentliche Meinung in solchen Fragen eine gesundere geworden, als bisher. Ein anderer Richter hatte in einem ähnlichen Falle ausgeführt, daß, wie man es einem fälschlich der Verführung Beschuldigten nicht verargen könne, wenn er im Moment der Aufregung „Faust, Stiefel oder Stock" in Bewegung setze, man es auch einem entrüsteten Vater nachsehen könne, wenn er gegen den, welcher seiner Tochter Ehre vernichtet, ein Taschenpistol losgehen lasse. Man nähert sich demnach in England französischen Anschauungen über solche Selbsthilfe. Es war in Frankreich, wo jüngst ein Bruder, der auf den Verführer seiner Schwester gefeuert, mit einer kleinen Geldstrafe davonkam.

Von dem Instincte eines Affen wird aus Paris folgende wahre Thatsache gemeldet: Der kleine René R., der bei seinen Eltern wohnte, spielte in seinem Zimmer mit einem Affen und ergötzte sich an dessen lustigen Sprüngen. Plötzlich faßte der Junge den tollen Gedanken, auf den Tisch zu steigen, eine Schnur des Fenstervorhanges um seinen Hals zu binden und in der Luft zu baumeln. Einige Secunden gefiel ihm dieses Spiel, aber bald verlor er den Athem und das Bewußtsein. Der Affe sprang auf ihn zu, stieß ihn und erhob ein durchdringendes Geschrei, aber Niemand hörte ihn. Plötzlich machte der Affe einen Satz nach der Thür, öffnete dieselbe und lief in das Zimmer, in dem sich die Mutter des Knaben befand. Diese erschrak, da aber der Affe sie fortwährend am Kleide zog, so folgte sie ihm und fand das Kind, das sie schnell abschnitt. Der Knabe wurde glücklich gerettet und der kluge Affe erhält seitdem täglich die besten Leckerbissen.

— Auch für andere Länder dürfte der jüngst aus Ungarn gemeldete kleine Vorgang eine beachtenswerthe Lehre enthalten: Bei einer musikalischen Soirée in Pest war ein Kreis distinguirter Damen und Herren versammelt. Kurz vor Beginn des Concerts erschien auch der neuernannte Unterrichtsminister Graf Csaky und wollte sich an seinen Platz begeben. Da bemerkte er in seiner Nähe einen Universitäts-Professor und berühmten Mineralogen, auf den er sofort zuschritt und ihn mit einem herzlichen „Guten Abend, Herr Professor!" begrüßte. Dieser sah den Grüßenden eine Weile fragend an und sagte dann: „Womit kann ich dienen?" „Sie erinnern sich nicht," frug der Minister, „wir waren ja zusammen in Szliacs?" — „Möglich!" erwiderte der Professor, dem die Sache nicht ganz geheuer vorkam. — „Schönes Wetter heute", fuhr der Minister fort, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. — „Auch möglich!" sagte der Professor achselzuckend. Damit hatte das Gespräch ein Ende denn der Minister sah ein, daß der Herr Professor nicht weiter molestirt zu werden wünsche und begab sich daher ruhig an seinen Platz. Höflichkeit scheint nicht das Specialfach dieser Celebrität zu sein, mag er sich gedacht haben. Der arme Professor aber erfuhr erst, nachdem der Minister den Saal verlassen, gegen welche Persönlichkeit er seine Unnahbarkeit so glänzend vertheidigt hatte!

Im Ehehafen.

Er steuert gar fröhlichen Muthes hinein,
Trotzt Brandung und dräuender Klippen,
Es winket ja Ruhe, ein seliges Sein
Verheißen ihm blühende Lippen.

Wohl jeglichen Wagnisses werth ist das Glück;
Doch fand er auch glückliches Lieben?
Fragt nicht, es sagte mir heute sein Blick —
Ach, wäre ich draußen geblieben!

Sinnspruch.

Daß unser Herz ein Beutel sei,
Bewährt gar oft sich leider:
's ist ja so mancher „Herzensdieb"
Nichts als ein Beutelschneider.

— Eine heitere Geschichte passirte dieser Tage einem von der Hochzeitsreise heimkehrenden jungen Ehepaare in Görlitz. Gleich nachdem die Liebenden durch die Hand des Priesters verbunden waren — es sind bereits volle acht Wochen — wurde eine Reise an den Bodensee unternommen, um daselbst die sonnige, wonnige Zeit der Flitterwochen zu verleben, welche, trotzdem die Schwiegermama die lieben Kinder begleitet hatte, „spiegelglatt" vorübergingen. Es ging immer weiter in den Herbst, und heimwärts eilte man an den Strand der Neisse, nach Görlitz. Die Wohnung war nach allen Regeln des Geschmackes und der Kunst eingerichtet und stand zum Empfange des jungen Paares und der Schwiegermutter in Bereitschaft. Die übliche Guirlande mit dem „Willkommen" aber sollte auch nicht fehlen, denn hierfür hatte die alte getreue Ursula gesorgt, welche lange Jahre bereits in der Familie in Diensten stand. Die alte Ursula hatte, um sich nicht allzu große Unkosten bei der Decoration der Thüren zu machen, ein altes transparentes „Willkommen" hervorgesucht, welches aus den Kriegsjahren 1870/71 stammte und beim Empfange der heimkehrenden Truppen verwendet worden war. Ursula war des Lesens nicht kundig, sie befestigte also das hübsche bunte Schild über der Entreethür und erwartete frohgemuth das junge Paar und die Frau Schwiegermutter. Da hält eine Droschke vor der Hausthür, — „sie sind da, sie sind da", jubelt die gute Ursula und stellt sich zum Empfange an der reichgeschmückten Thür auf. Sie kommen, sie stutzen, sie staunen! Arme Ursula! Was hast Du begangen? Ueber der Thür prangt in großen Buchstaben: „Willkommen, Ihr tapfere Krieger!"

— Auf Umwegen erreicht. Scene: Eisenbahncoupee erster Klasse.— Junger Mann zieht ein Cigarrenetuis aus der Tasche. — Aelterer Herr: Hier darf nicht geraucht werden! — Junger Mann zündet gelassen ein Schwefelholz an. — Aelterer Herr: Das Rauchen ist hier nicht gestattet! — Junger Mann, nachdem er das Schwefelholz ausgelöscht, zündet nach kurzer Pause wiederum ein Schwefelholz an. — Aelterer Herr: Ich muß energisch gegen das Rauchen protestiren! — Junger Mann löscht sein Schwefelholz, steckt aber bald darauf ein neues an. — Aelterer Herr, dem der viele Schwefeldunst lästig wird: Bitte, rauchen Sie doch lieber!

— Auch eine Ausrede. Die kleine Finette von der ersten Quadrille des Kgl. Ballets hat ein zartes Verhältniß mit dem alten und häßlichen aber sehr reichen Consul B., der ob seiner verzerrten bitteren Miene „Consul Wermuth" genannt wird. „Aber Finette, ich begreife Deinen Geschmack nicht," sagt die kleine Lizi, Finettens Freundin. „Wie kannst Du nur mit dem häßlichen „Consul Wermuth" jeden Mittag diniren?" — „Aerztliche Vorschrift," meint Finette lächelnd: „Der Arzt hat mir Wermuth gegen die Appetitlosigkeit verordnet!"

— Großartiger Erfolg. — Haben Sie ein gutes Mittel zur Beförderung des Haarwuchses? — Hier dieser Haarbalsam ist unübertrefflich. — Was kostet dieses Fläschchen? — Fünf Mark. — Fünf Mark? Das ist ja enorm, da stehen einem ja die Haare zu Berge. — Da können Sie sehen, wie vortrefflich dies Mittel ist. Eben hatten Sie noch kein Haar auf dem Kopf, und jetzt fühlen Sie schon, wie Ihnen die Haare zu Berge stehen.

— Zeitungsnotiz. Dr. Aengstlich, Redakteur des N....schen Tageblattes, drückt sich stets sehr vorsichtig aus. Einen Bericht über ein Eisenbahnunglück schloß er jüngst in folgender Weise: „Wie uns mitgetheilt wird, ist der Locomotivführer A. seinen Verletzungen erlegen; einer anderen Meldung zufolge ist er noch am Leben. Was uns betrifft, so glauben wir weder das Eine noch das Andere."

— Eine Dame kommt eiligen Schrittes zu einem Arzt. „Herr Doktor, mein Mann hat sich erkältet. Rasch etwas gegen das Reißen; es muß ein rheumatischer Anfall sein." „So, so," meint der Arzt und verschreibt etwas, dann sagt er: „Rasch in die Apotheke und rasch einreiben! Hilft es, so kommen Sie schleunigst und sagen es mir; ich leide selbst am Reißen."

— Gutgemeint. Die Fürstin v. X. ist eine sehr wohlthätige Dame. Einst fährt sie spazieren, als sie am Wege eine arme alte Frau bemerkt. Der Wagen hält, und unter Thränen erzählt die Arme eine lange Leidensgeschichte. Gerührt reichte die Fürstin der armen Frau ihr Taschentuch: „Da, trocknen Sie Ihre Thränen!" und fährt beruhigt weiter.

— Maßstab. „Wie finden Sie das Weinchen?" — „Offen gestanden — gar nicht gut! Wo haben Sie sich den wieder aufhängen lassen?" — „Bitte — mäßigen Sie sich — den Wein habe ich von Verwandten!" — „So — ja das ist etwas Anderes — dafür ist er ganz annehmbar!"

— Unv… …lich. Vereinsdiener (eine Liste vorlegend): „Bitte um den Jahresbeitrag für den Verein zur Besserung verwahrloster Kinder!" — Gräfin: „Mon Dieu noch einmal, jetzt zahl' ich schon durch zwölf Jahre! Haben sich denn diese Rangen noch immer nicht gebessert?"

— Ein ausgezeichnetes Mittel. „....Herr Doctor, diese Medicin kann ich nicht nehmen — die schmeckt ja scheußlich!" — „So! Nun sehen Sie, mit dieser Arznei erziele ich außerordentliche Erfolge. Ich verschreibe sie allen meinen Patienten, keiner nimmt sie und alle werden gesund!"

— Subjective Anschauung. „Aber, Lieschen, Euer Zimmerherr bekommt doch immer eine Masse Briefe. Wenn die alle von Damen sind.." — „Ach nein, der ist ein sehr ordentlicher Mensch — das sind lauter unbezahlte Rechnungen!"

—Glänzende Vergangenheit. Unteroffizier (wüthend zum Rekruten Schmidt): Sie hochnasiger Mensch Sie! Sie glauben wohl, Sie sind immer noch Pferdebahnkutscher? Mit der Herrlichkeit ist's jetzt aus, das merken Sie sich!

— Seine Leibspeise. Onkel: „Was ist denn Deine Leibspeise, Karlchen?" — Karlchen: „Dicke Erbsen; da werde ich immer so krank, daß ich den nächsten Tag aus der Schule fortbleiben kann."